

Die „Flucht“

von Hans-Dieter Langer, geb. 1941 in Friedrichstein-Hussinetz bei Strehlen/Schlesien, jetzt zu Hause in Niederwiesa/Freistaat Sachsen

Vorwort:

Dies ist ein Auszug aus einem in Arbeit befindlichen Buch des Autors über seinen Geburtsort Husynec/Hussinetz/Friedrichstein/Gesinieć in Schlesien. In der Bearbeitung für die Vorveröffentlichung in meiner Internetseite www.drhdl.de (in dieser finden sich weitere Beiträge über Hussinetz und Strehlen) wurde zwar die Ich-Form belassen, doch weitgehend auf die zahlreichen Literaturangaben verzichtet. Mit diesem Beitrag soll unterhaltsam ein Stück Hussinetzer Geschichte lebendig werden.

Die angebliche „Flucht“ vor den Russen

Wenn ehemalige Strehlener oder Hussinetzer von ihrer ungeordneten Flucht in der Zeit Januar/Februar 1945 vor den Russen bzw. vor der heran rückenden Front sprechen, so ist das nicht korrekt. Es handelte sich nämlich um eine mehr oder weniger kurzfristig geplante Evakuierung. Und im Gegenteil, die Bevölkerung so mancher Siedlung im Landkreis Strehlen widersetzte sich zunächst dem Räumungsbefehl und musste dafür teilweise einen hohen Preis an Leib und Gut bezahlen. Der damalige „Kreisleiter“ Friedrich Plaetschke gilt jedenfalls gemäß Strehlener Chronik von J. A. Hoffmann als resoluter und teilweise sogar umsichtiger Organisator dieser Maßnahme. Als Indiz für die korrekte Einstufung als Evakuierung mag die Tatsache gelten, dass im Zielgebiet - dem Landkreis Glatz - die Evakuierten streng nach Siedlungskategorie und Herkunft auf die Ortschaften verteilt und sogar provisorische Großbäckereien in Betrieb gesetzt worden sind. Die Hussinetzer konzentrierten sich zum Beispiel in Neuweistritz. So wurde ich Zeuge und Bestandteil einer für uns nur scheinbar „ungeordneten Fluchtbewegung“, die sich allerdings in ganz Schlesien vom Osten her, vor der heran rückenden Kampffront, zunehmend tatsächlich wie ein menschlicher Tsunami mit unbestimmtem Ziel nach Deutschland ergoss.

Natürlich empfanden auch wir Betroffenen auf jeden Fall diesen Vorgang als Flucht vor dem roten Teufel, und angesichts der inzwischen generell desolaten Verhältnisse bekam man diese Evakuierung selbstverständlich auch nicht so richtig in den Griff. Die Stimmung „Jeder für sich!“ kam jedenfalls schnell auf. Der benachbarte Bauer Fritz Wittwar (36/Kauba-Reihe, Adressen gemäß [Siedlungsprojekt: Download Adressliste1935.xls](#) in www.drhdl.de), machte es schließlich möglich, dass Mama und wir zwei Kinder auf dessen Pferdewagen untergebracht wurden, um dem Räumungsbefehl zu Friedrichstein/Hussinetz zunächst in Richtung Bahnhof Steinkirche Folge zu leisten. Nur die Oma Anna Flegler, Mamas Mutter, widersetzte sich. Sie sei mutig daheim geblieben, hieß es, was die meisten wohl eher als lebensmüde empfanden. Und sie hatten wohl

Recht, denn wer in diesem Krieg in Hussinetz blieb, der überlebte nur zufällig. Zurück bleiben musste natürlich auch unser gesamtes Eigentum. So richtig traute Mama der „schützenden Hand“ ihrer Mutter offenbar auch nicht, denn ihren textilen Schatz - den sie und Papa als Mitarbeiter der Hussinetzer Weberei im Laufe der Zeit kostengünstig angespart hatten - deponierte sie im vermeintlich sicheren Gewölbekeller beim Nachbar Traugott Matitschka (35/Kauba-Reihe).

Mit der Einnahme von Strehlen durch die Russen am 26. März 1945 begann auch in Friedrichstein/Hussinetz jener folgenschwere Exodus. Wir selbst waren da allerdings schon längst am „Fluchtziel“ angelangt, das uns planmäßig in den schlesischen Südwesten verschlug. Es ging unterwegs das erlösende Wort von den Glatzer Bergen um. Ich erinnere mich an einen längeren Zwischenaufenthalt mit einer Menge von Leuten in einem Gasthofssaal, wo sich mir die Todesangst offenbar auf den Magen gelegt hatte, denn mir war tagelang speiübel. Schließlich nahm uns ein Bauernhof als Endstation auf, der auf halber Höhe am Berg lag und den eine Straße mit dem markanten Schlingeln einer Steilvorlage überquerte. Der Gasthof und vor allem jener Bauernhof gehörten, wie gesagt, zu Neuweistriz bei Glatz. (Heute bewegt mich übrigens die Frage: Wer aber waren seine freundlichen Eigentümer, die uns damals Asyl boten? Diese Frage war einer der Gründe, weshalb ich im Jahr 2009 vor Ort auf Spurensuche ging.)

Hänschen auf dem Kriegsschauplatz Neuweistriz

Doch nicht die schon aus dem Serpentinverlauf erkennbare Steilheit und Anmutigkeit der Landschaft, sondern die Tatsache, dass uns auch hier eines Tages die Front urplötzlich einholte und überrollte, haben Hänschens Erinnerungen in ganz besonderer Weise geprägt. Allerdings traf es die seit dem 7. Mai 1945 flüchtenden deutschen Soldaten der aufgelösten schlesischen Front offenbar zunächst noch sehr viel verheerender. Wir alle zusammen gerieten nämlich in die zudem für ganz Deutschland katastrophalen Folgen eines Aufrufes des Kriegsrates der 1. Ukrainischen Front in der Nacht vom 15. zum 16. April 1945, nach I. S. Konew: *„Kameraden, die Zeit ist gekommen, um dem Feind den letzten Schlag zu versetzen.“* Du lieber Himmel, die Hauptstoßrichtung einer gewaltigen sowjetischen Kampfformation zielte nun über uns hinweg in das Deutsche Reich. Wenn wir das geahnt hätten! Die Russen sollten befehlsgemäß in 12 Tagen Dresden erreichen! Mit anderen Worten, es sollte der vollständige Durchbruch an der Oder-Neiße-Linie erzielt werden. So erkennen wir zumindest in der Rückschau an dieser Stelle den höheren Zusammenhang, in den die Kampfhandlungen Ende April in Strehlen/Hussinetz verwickelt waren und spüren wohl auch noch die verzögernde Wirkung solcher „Festungen“ wie Breslau und Friedrichstein/Hussinetz (!), die sich erst am 6. Mai ergaben bzw. von den Verteidigern erst am 7. Mai in aller Stille aufgegeben worden sind. Die Russen

haben zwar Dresden binnen der zwölf Tage in Wirklichkeit nicht, sondern erst deutlich später eingenommen, doch ließ bekanntlich Marschall Konew beim Vormarsch mit seinen Hauptkräften diese Stadt plötzlich links liegen und attackierte statt dessen überraschend von Süden her und in kürzester Frist die deutsche Hauptstadt Berlin.

Und die tatsächlichen Ereignisse waren denn auch für mich Friedrichsteiner Knäblein im fremden Neuweistritz so dramatisch, dass ich in der Rückbesinnung nicht einmal einschätzen kann, ob ihr erster Teil viel mehr als nur 24 Stunden lang andauerte. Doch dieser hohen Ablaufgeschwindigkeit verdanken wir Evakuierten wohl andererseits unser weiteres Leben, denn der Tod hatte keine Zeit für wahllosen Zugriff. Er konnte sich nur auf Einzelne, Unglückliche konzentrieren. Jedenfalls entwickelte sich an einem hellerlichten Tage aus dem lang gezogenen Tal heraus eine schier endlose, bizarre Schlange heillos flüchtender deutscher Truppen. Es war wie im Theater, und man saß in der ersten Reihe. Die gehetzten Soldaten und ihr Tross warfen zudem in ihrer Hektik vor unseren Augen fast alles weg, was auch nur annähernd die Kategorie Ballast erfüllte. Es ging ja hier so endlos steil bergauf, siehe Bild 1! Doch hinter dem Bergmassiv, in Böhmen, bei den Amerikanern, glaubte man, Rettung zu finden. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, dass auch unser Papa bei dieser Gelegenheit unerkant an uns vorbei gezogen ist, denn auch er wurde mit seinem Armeeverband kurze Zeit später in Böhmen gefangen genommen.



Bild 1: Für die Anmutigkeit der Neuweistritzer Landschaft dürften die Soldaten damals kaum einen Sinn gehabt haben. Der steile Anstieg forderte von ihnen jedoch den äußersten Tribut. (Foto: www.grafschaft-glatz.de)

Für uns verdutzte Landsleute interessierte sich hingegen von unseren einstigen

Verteidigern niemand. Wir waren zur Rolle von Zuschauern verdammt. Mir fiel besonders einer der Militärs auf, dessen schillernde Uniform den Offizier verriet und der zur eiligen Fortbewegung ein ... Hundegespann (!) benutzte. Der Mann stand des Gleichgewichtes wegen auffällig breitbeinig - so wahr ich hier sitze und schreibe - auf einem ganz flach beräderten Gefährt, hielt eine Menge von Zügeln in der einen Hand und drosch mit der anderen wie ein Halbwilder mit einer Peitsche auf, sagen wir, sechs bis acht dieser Tiere ein, was ich damals als ziemlich unsympathisch empfand. Zudem schrie er ständig irgendetwas in Fahrtrichtung. Dadurch überholte er ziemlich flotten Tempos seine gestressten Vorderleute, die vermutlich in ihrer nun verdoppelten Todesangst ein wenig Platz machten. Hin und wieder waren zudem Autos dabei, doch die konnten im Gedränge sichtlich nicht schneller fahren. Wie gesagt, zunächst zum Glück für uns, überwand die desolote Truppschlange vom Feind unbehelligt die Berggipfel, und ... sie hatte sich unterwegs vollkommen selbst entwaffnet. Widerstand war also für diesen Teil der einst so stolzen Schlesischen Wehrmacht anschließend scheinbar nicht mehr möglich.

Als dann dieser Spuk vorbei war, säumte die Straßenränder eine erstaunliche Hinterlassenschaft, die bei weitem nicht nur aus Waffen und Munition bestand, sondern auch viele nützliche Dinge enthielt. Jetzt stürzten sich nämlich unsere Leute darauf. Scheinbar fragte sich in den nächsten Stunden keiner wirklich nach der Ursache des ganzen Theaters. Hätte man sie uns vermitteln können, so wären wir wohl eher ausgeschwärmt, um Höhlen im Wald zum Verkriechen zu suchen.

Also drängte auch ich mich völlig arglos ins Getümmel der Gucker und Sammler. Ich ging allerdings nicht blindlings drauflos und auch nicht direkt ins nahe Gewühl, sondern fixierte mich auf ein liegen gebliebenes Kraftfahrzeug weit oben an der letzten Kurve, die man noch einsehen konnte. Dazwischen breitete sich ein steiler Wiesenhang aus, den ich nun hinauf krabbelte. Dort, mutterseelenallein, inspizierte ich definitiv dieses verlassene schwarze Personenauto, siehe Bild 2, wobei mich vor allem der Innenraum besonders faszinierte. Der Schlüssel steckte noch!! Aber das Benzin war alle. Man hatte ja als gelernter Dorfjunge bis dahin kaum etwas mit technischen Dingen, geschweige denn mit Autos zu tun. Doch halt, wurde dem kleinen Hänschen nicht etwa in diesen Augenblicken das später sehr ausgeprägte Interesse für moderne Technik eingeflößt? Es wurde jetzt jedenfalls erst einmal fast alles ausprobiert. Man hatte ja alle Zeit der Welt! „Brrrrr...“ „brummte“ im reinsten Sopran der von Hänschens Phantasie angetriebene Motor lange, lange Zeit.



Bild 2: Ich schwöre, so - in etwa - sah das Auto aus.

Zuletzt, um nicht ganz aus der erwarteten Sammlerrolle zu fallen, schnappte ich mir eher nebenbei eine volle Zigarrenkiste und brachte diese Trophäe als Beweismittel mit „nach Hause“. Es ist für mich übrigens nachträglich noch durchaus erstaunlich, dass Vilem Jirman in seinem Bericht „1945 in Hussinetz/Friedrichstein, wie ich es erlebte“ (www.planet-kuehne.de) diesen Zigarrenfund als „*größeren Wert als viel Geld*“ deklarierte, siehe Bild 3. Doch er hatte wahrscheinlich Recht, denn deutsches Geld wurde ja in Schlesien bald völlig wertlos. Zudem vervielfachte sich die Fraktion der Raucher nach Kriegsende aus Frust, Trauer und Scham.



Bild 3: Den Wert der Zigarre präsentierte wohl niemand nachhaltiger als Hitlers Gegenspieler Winston Churchill (Fotoauszug: benjamin-gruber.de).

Ich selbst befand jedoch damals viel spektakulärer die Ereignisse, die sich um meines fünf Jahre älteren Bruders und Mamas Beute rankten. Immerhin schleppten beide eine Schreibmaschine heran! Doch sichtlich neidische

Mitmenschen aus Friedrichstein/Hussinetz - hervor tat sich besonders eine Hussinetzer Bäckers-Frau namens Utikal - klauten sie meinen Leuten Dank ihrer Übermacht einfach aus den Händen, so dass mir das anschließende Gezeter noch tief in der Erinnerung blieb. Die fieseren Gründe für dieses unseriöse Verhalten unserer Dorfgenossen hat natürlich vor allem mein Bruder niemals vergessen: Man habe sich damit gerechtfertigt, dass Mama „*als Weberin*“ doch keine Schreibmaschine brauche!! Hat denn das Andenken von Hussinetz diese Erniedrigung im gegenseitigen Umgang der erklärten Nachfolger des Jan Hus von einst wirklich verdient? Sicher nicht, doch brachte dieses Ereignis nicht deutlich zum Ausdruck, dass die alte, gelobte Dorfgemeinschaft möglicherweise schon längst nicht mehr existierte?

An dieser Stelle frage ich mich dagegen, woran ich damals bleibend eine Schreibmaschine erkannte, denn sie hat sich mir tatsächlich als solche mit ihren Details eingepägt. In unserem damaligen häuslichen Umfeld gab es doch so etwas ganz bestimmt nicht. Man bekam wohl etwas von Maschinen in der Hussinetzer Weberei mit, in der meine Eltern arbeiteten. Auch hörte man die täglichen Sprengungen und sah die Seilkräne im nahen Strehleiner Steinbruch, wo meine Großväter ihre Handschrift mit hinterließen - ein großer Sitzstein aus Granit neben unserer Haustür erinnerte selbst noch nach dem Krieg daran (Den soll mein Urgroßvater auf dem Rücken heim getragen haben.) - aber Maschinen, im Haushalt? Totale Fehlmeldung, sieht man von den Uhren ab! In der Nachkriegszeit muss besagte Schreibmaschine den neuen Besitzern jedenfalls weit wertvoller als ein Auto gewesen sein. Da war mein Zigarrenschatz wohl freilich schon längst verraucht ... und Hänschen lief dem Glück noch immer nach.

Nun ist allerdings noch eine bedeutsame Retrospektive auf die militärische Szene in Neuweistriz fällig: Den letzten Akt der scheinbar unglaublich komischen Tragödie diesseits der Front, die mit dem desolaten Durchzug der geschlagenen Wehrmacht eingeleitet worden ist, gestalteten vor den Augen des kleinkindlichen Beobachters deutsche Soldaten, die am späten Nachmittag unmittelbar vor unserem Standort eine Panzersperre quer zur Strasse errichteten. Es wollte Abend werden. In aller Hektik schaufelten die Männer einen tiefen Graben, in den ganze Baumstämme metertief eingelassen wurden. Ich staunte, denn Palisaden hatte ich von hinten noch nie gesehen. Und es war eigentlich klar, dass danach noch irgendwas außerordentlich Dramatisches passieren musste.

Und es kam tatsächlich gar deftig mitten in der Nacht!
Schüsse knallten ganz in der Nähe, auch krachten einzelne stärkere Explosionen, so dass ich sofort hell wach ward und wild um mich weinte. Mama machte entsetzt Licht in dem verdunkelten Raum, sicher, um an der sonst unsichtbaren Front selbst eine gewisse Übersicht zu bekommen. Ich aber sehe rote Rosen in

der Tapete! An Pulvergeruch kann ich mich freilich nicht erinnern, obgleich er durch unsere luftigen Einfachfenster in den Bretterwänden eines Anbaus gezogen sein muss, denn die „Schlacht“ um die vom Gelände unterstüzte Straßensperre fand keine 50 m Luftlinie (!) von uns entfernt statt. O weh, Schlesien war auch an dieser Stelle verloren, wie es sich später heraus stellte.

Am Morgen waren jedenfalls die Russen höchst persönlich da!!! Und ich sehe mich mitten unter ihnen und ihren (?) Pferden. Wem diese allerdings wirklich gehörten, blieb unklar, denn es hieß später, man habe die Tiere unseres bäuerlichen Anwesens auch beschlagnahmt. Doch erfuhr mein eingefleischter Russenhass an diesem Tag spontan eine völlige Umpolung, denn diese Soldaten (und Väter?) posierten mit mir völlig ausgelassen. Sie waren wirklich gut gelaunt und setzten mich im Spaß wiederholt auf die Pferde. So geriet auch ich in beste Stimmung ... und habe vermutlich deshalb alles unmittelbar Nachfolgende vollkommen vergessen.

Man stelle sich vor: Die gefürchtete Weltkriegs-Front war quasi ohne Verluste, für viele Evakuierte sogar scheinbar einen Gewinn bringend (Rückkehr ins Heimatdorf!), über uns hinweg gerollt.

Und die Russen sind gekommen, und sie sind wieder gegangen.

Es konnte also jetzt nur wieder zurück nach Hussinetz ... und dann wieder vorwärts gehen.

Zurück in unser Heimatdorf

Ende Mai 1945 war es endlich so weit. Verschiedene Informationen und Indizien besagen, dass so manche Familie zunächst ihre persönlichen Erkundungen mit einer Vorhut vornahm, bevor der Rest der Angehörigen, vor allem Kinder und Alte, aus dem Glatzer Fluchtgebiet zurück geholt worden ist. Das traf auch für uns zu. Mama ging in unserem Fall voraus und holte uns beiden Jungen dann mit dem Fahrrad im schlesischen Kamenz ab, wo wir Kinder zwischenzeitlich mit einem Güterzug eingetroffen waren. Allerdings, nur die nachbarschaftliche Hilfe machte es möglich, dass man als Kleinkind in diesem Durcheinander nicht auch noch zeitweise verloren ging. Meine Erinnerung weist hier dem gemäß große Lücken auf, doch hilft ein telefonischer Bericht von Frau Hilde Herbst, geb. Ludwig, im April 2008 weiter, die es mit ihren Eltern nach dem Krieg aus Geppersdorf nach Hamburg verschlagen hat.

Ich gebe ihn hier sinngemäß weiter: Auch die Familie Ludwig mit der damals 10jährigen Hilde war im offenen Güterwagen über Habelschwerdt nach Kamenz transportiert worden, wo man die erste Nacht unter freiem Himmel auf dem Bahnhof verbrachte. Es folgte ein Tagesaufenthalt in der Schule von Gallenau bei Kamenz. Die Ludwig-Eltern waren bis zur Flucht Angestellte im Dominium von Geppersdorf. In ihrem Fall war der Vater auf Kundschaft, kam aber

pünktlich mit einem Pferdewagen des von der Herrschaft verlassenen Landgutes zur Abholung zurück.

Man nahm wie selbstverständlich eine weitere, vielköpfige Familie aus Gepperdorf auf. Just, als die Fuhre beladen war und man sich zur Abfahrt anschickte, schob unsere Mutter soeben ihre beiden Jungen und ihr voll gepacktes Fahrrad vorüber. 30 km Fußmarsch lagen eigentlich vor uns dreien. Doch man erkannte sich und unsere Chance: *Sollen wir die beiden Kinder bis Gepperdorf (zu meiner Tante, Ida Sperlich) mit nehmen?* Na klar, sehr gern! So verloren wir unsere rührige Mutter erneut für einige Zeit aus den Augen. Dafür durchquerten wir Münsterberg - den Leidensort unserer Vorfahren, damals vor zwei Jahrhunderten - und gelangten in der Dämmerung an den Dorfrand von Neuhof. Der Besitzer des ersten Bauernhofes stand dort auf der Strasse und fuchtelte mit den Armen herum. Er fing uns förmlich ab und schrie: *Heinrichau* (der berühmte Klosterort lag auf unserem Weg voraus) *ist voller Russen!* Das Hoftor des umsichtig besorgten Bauern stand daher schon weit offen, und er wies uns den Pferdestall zu, weil die Scheune und andere Bereiche bereits mit Flüchtlingen bzw. Rückkehrern überquollen. Kaum jemand von uns dachte wohl in diesem Augenblick an die Parallele zur einschlägigen christlichen Legende, denn es war alles andere als Heiligabend. Trotzdem teilten wir uns die strohbedeckten Flächen mit den vorerst ruhenden Tieren, die zu ihrem Glück sichtlich klapprig und praktisch kampfunfähig waren, so dass man sie nicht aus dem Bauernhof zum Kriegsdienst entführte. Am Abend hatten wir Kinder zwar noch am Straßenrand für sie Klee gepflückt (die Wiesen seien wegen der Minengefahr für die Tiere noch tabu gewesen), doch das regte bei ihnen wohl nur die Verdauung an. Jedenfalls erlebten wir nach Hildes Erinnerungen, dass die Pferde mitten in der Nacht plötzlich wach und sehr unruhig wurden - was man auf Durst zurück führte - und so wurde ihnen in Holzeimern Wasser gereicht. Davon hätten die Ackergäule derart erbärmlich *geschlüpft*, dass dies nur *an den Jahren liegen* konnte, meinten die Alten unter uns. So verging die Nacht. Die Bauersfrau „servierte“ doch tatsächlich auch noch in den ganz frühen Morgenstunden ein Frühstück, damit wir gekräftigt und unbehelligt Heinrichau passieren sollten. (*Die Russen schlafen noch*, hieß es.)

So wurden mein Bruder und ich glücklich bei Tante Ida in Geppersdorf abgeliefert, wo uns dann Mama bald mit dem Fahrrad abholte. Vielen, vielen Dank an alle jene, die uns diesen Augenblick so uneigennützig möglich machten! Danke, Frau Hilde Herbst, für Ihren Bericht!

Die eigene Erinnerung besagt lediglich, dass ich, rücklings liegend, auf einem schwankenden Pferdewagen aufwachte, siehe Bild 4. Die Rückenlage muss trotzdem mit unseren mitgeführten Federbetten relativ bequem abgepolstert gewesen sein, denn ich fühlte mich auf dieser Rüttelmaschine sehr wohl und mein Gedächtnis vermittelt mir einmal mehr einen wunderschönen,

sonnendurchfluteten Frühjahrstag. V. Jirman beschrieb ja das wenige textile Treibgut einer Odyssee beteiligter Familien genauer: ... *mit dem Bettzeug und anderen Sachen*. Denn die von ihm in diesem Zusammenhang mehrfach benannten *Frau Frieda Langer mit den zwei Jungen* das waren ja wir, meine Mama, mein Bruder und ich. Vorläufig war ich jedoch noch das *Hänschen*.



Bild 4: Ein solcher Pferdewagen brachte uns Ahnungslose in die ersehnte Heimat zurück.

Ziel war jetzt also unser vertrautes Friedrichstein, einst aus dem Böhmischem kommend Husynec genannt, zu Hussinetz mühsam germanisiert und jetzt von den Polen mit dem Pseudonym Gesinieć bedacht, was wir freilich zunächst noch nicht wussten. (Der neuerliche Dorfname ist wohl doch mit „pseudos“ = „Lüge“ belastet, denn mit Gänsen hat die ursprüngliche Namensgebung ja nun wirklich nichts zu tun.) Wir kamen aber nicht einmal im heimatlichen Hussinetz, sondern eben tatsächlich in diesem fremden Gesinieć an, und wir mussten leider feststellen, dass sich hier alles, aber auch alles verändert hatte. Obgleich der große Krieg beendet war, begann zudem für uns jetzt erst ein eigentliches, leidvolles Desaster ... und seither kennt nun wiederum mein Gedächtnis fast lückenlos die meisten bestimmenden Ereignisse meiner weiteren Kindheit, häufig bis ins kleinste Detail.

Hänschen an der gefährlichen Nachkriegsfront

Man muss es sich einmal vergegenwärtigen, die mächtige Rote Armee und die ums Überleben kämpfende Wehrmacht hatten sich ausgerechnet in unserem Dorf festgebissen. Unser Haus hatte den Krieg in Hussinetz trotzdem überdauert, obgleich offenbar von hier aus, also aus russischer Sicht, die entscheidenden Kämpfe in Hussinetz gelenkt worden sind bzw. es aus deutscher Perspektive nachweislich ein besonderes Ziel darstellte. Ich sehe noch die traurige, von Projektilen aus Handfeuerwaffen und Maschinengewehren förmlich durchsiebte Fassade ... und - im Kontrast dazu - die vielen Ruinen auf der deutschen Seite der einstigen Hauptkampflinie. Der entsprechende Lageplan im Abschnitt „Der Krieg in Hussinetz“ (dort Bild 10) zeigt die Verhältnisse ja ganz deutlich, wonach unser kleines Anwesen für viele Wochen bis zum Kriegsende Feuerleitstelle auf russischer Seite war. Wie fast alle übrigen Häuser nördlich der HKL, also auf russischer Seite, verdankte das halbe Dorf andererseits seinen Fortbestand dem damals so einseitigen Besitz schwerer Waffen. Die Grenze zwischen Trümmerhaufen drüben und halbwegs intaktem Gebäudebestand hüben wirkte beängstigend, zumal man sich zu jener Zeit keine wirkliche Vorstellung von den örtlichen Ereignissen im Krieg machen konnte. Trotzdem erinnere ich mich nicht an irgendeine sonderliche Betroffenheit. Hänchen nahm vielmehr schnell für sich ein gigantisches Spielfeld in Anspruch, das natürlich nur allmählich und schrittweise zu erschließen war, denn es galt, erst einmal ein paar Hürden zu nehmen. Inspizieren wir daher zunächst die eigene Behausung ... und begeben uns dann in den Minen-Krieg.

Wieder zu Hause

Abgesehen von den bereits geschilderten, kriegsbedingten Entstellungen und Schäden: Wie sah es denn aber sonst im Hause aus? Nun, ziemlich ordentlich wohl, und es wurden diesbezüglich gar wundersame Geschichten über die Russen erzählt! Lag das an der Oma Anna, die daheim geblieben war? Ich habe viel darüber nachgedacht, und meine, ja. Da ist der Schützengraben, der praktisch schadlos unmittelbar zwischen unserer Kommode und dem Standort des Ehebettes meiner Eltern abtauchte, denn man hatte das erstgenannte Möbel mit einem Bretterschutz versehen und das andere sorgfältig zur Seite gestellt. (Das solide eichene Ehebett hat uns noch bei der Vertreibung im Jahr 1950 mit nach Weinböhl und meinen Vater sogar noch bis zu seinem Tod im Jahr 1989 begleitet.) Der dreiarmlige Glasleuchter dieser Stube lag zudem ebenfalls unversehrt hinter einem angenagelten Brett auf dem Kleiderschrank. Die Russen hatten das alles ganz bestimmt nicht getan, um die Sachen später mitzunehmen. Vermutlich sind die bis an die Zähne bewaffneten Kerle von der resoluten Oma angeherrscht worden, gefälligst für Ordnung zu sorgen. Und sie hatte vielleicht insofern Glück, als es keine gewöhnlichen Soldaten, sondern Offiziere waren. Ein echtes Unglück mit einem Grashalm kostete sie einst ein Auge, doch nun hinterließ sie mir ein Rätsel. Wie hat sie diese schwere Zeit unter den Russen wirklich überstanden? Im Keller!?! (Meine Bestandsforschung im Jahr 2004

brachte ein etwa zwei Kubikmeter winziges Kellerloch ins Bewusstsein zurück.) In besonders brenzligen Zeiten habe sie sich vorüber gehend in ein Nachbardorf zurück gezogen, wusste mein Bruder zu berichten. Hat sie für die Russen vielleicht gekocht und die Wäsche gewaschen? Wir werden die Wahrheit wohl niemals erfahren, denn sie ist im Jahr 1946 - von mir fast unbemerkt, nämlich während einer meiner Erinnerungslücken - plötzlich verstorben. Ich kann mich nur noch besinnen, dass sie (gemäß Hussinetzer Tradition) im Haus bei offenem Sarg mindestens einen Tag lang aufgebahrt worden ist, dann der geschlossene Sarg von lauter „schwarzen Männern“ auf einen dunklen Pferdewagen gehoben wurde. Es ging schließlich in einem langen Zug auf den Neuen Friedhof in der Altstadt von Strehlen. Dort, in Sichtweite meiner evangelisch-reformierten, hussitisch geprägten Taufkirche, in der ich auch nach dem Krieg die ersten „Schulstunden“ in altböhmischer Sprache genoss, fand sie ihre letzte Ruhe.

In unserem Haus fehlte offenbar auch sonst nichts Nennenswertes, denn das hätte ich mitbekommen. Schließlich beschäftigte Mama und mich ein wirklicher Diebstahl noch lange Zeit. Mutter und Vater waren ja bis in die Kriegszeit in der örtlichen Buntweberei beschäftigt, die auch Bettwäsche und Hosen herstellte. So war der eigentliche Schatz meiner fleißigen Eltern von textiler Natur, den sie sich im Laufe der Zeit preiswert anschaffen konnten. Bestimmt wäre da bei normalem Verlauf der Geschichte auch für mich zu gegebener Zeit eine einschlägige Mitgift angefallen, wenn ich mir einst ein Friedrichstein-Hussinetzer Mädels geschnappt hätte. So versteckte Mama - wie wir wissen - die für sie sehr wertvollen Sachen vor der Evakuierung in als besonders sicher deklarierten Gewölbekeller vom Haus des Nachbarn Karl Matitschka (37/Kauba-Reihe), also schräg gegenüber. (Das war auf deutscher Seite der HKL, und die obligatorischen Minen wurden auch in den „Straßenbelag“ der Kauba-Reihe erst später verlegt). Doch, obwohl der Keller die vollständige Zerstörung der oberirdischen Gebäudeteile überlebte und sein Eingang verschüttet wurde, war er bei unserer Rückkehr leer geräumt. Deutsche Diebe? Die Russen konnten hieran nicht gekommen sein - sie hatten ja die HKL niemals wirklich überwunden, obgleich sie an dieser engsten Stelle kaum 50 m breit war - vielmehr will Mama Jahre danach Teile der Beute auf des Nachbarn Fritz Wittwar (36/Kauba-Reihe) Wäscheleine bzw. an den Beinen des Namensgebers unserer Strasse, Traugott Kauba, (38/Kauba-Reihe) entdeckt haben! Kauba galt bei Mama als einer der reichsten Männer des Dorfes, was ihn jedoch offenbar nicht abhielt, sich für erlittene Kriegsverluste zu entschädigen, denn sein Haus lag ja in Trümmern. Es kam notwendigerweise aus Hänschens Sicht aber nicht etwa zur Rückerstattung von Beutegut. Was sollte auch eine schwache Frau, die nicht einmal wusste, ob ihr Mann noch lebte, gegen komplette Familien nebenan ausrichten?

Man verhielt sich somit grollend und still, doch ich Spund entwickelte ziemlich hinterhältig im Gegenzug eine eigene, bemerkenswerte Strategie zur

Wiedergutmachung. Zunächst, und Mama hatte aus verschiedenen Gründen nichts dagegen, schädigte ich den „Alten Wittwar“ - wie er bei uns hieß - dadurch, dass ich bei ihm so oft wie möglich Abendbrot gegessen habe. Der Alte war in mich vernarrt, denn er aß immer allein und freute sich, wenn ich auftauchte. Es gab fast stets Kartoffeln und Quark oder Brot und Sirup, seltener ein Ei, und dazu ein großes „*Tippel*“ Kaffee. Das war 5-Sterne-Niveau in Anbetracht dessen, dass zu Hause anfangs bestenfalls ekelhaftes Rapsöl auf die Kartoffelschalen kam. Ungeachtet dessen habe ich boshafter Doppelstrategie den Raps und die Kartoffeln ohne Gewissensbisse teilweise auf Wittwar´s Feldern geklaut. Schließlich tilgte unsere Katze „Minka“ bei ihm ja auch die Mäuse, allerdings nur so lange, bis er sie unabsichtlich vergiftete. Mein geliebtestes Tier war der klassischen Bauernplage nicht Herr geworden, so dass der Alte Wittwar eines Tages zum Mäusegift greifen musste. Leider lernte Minka nicht schnell genug, gesunde von noch lebenden, vergifteten Mäusen zu unterscheiden. Sie verendete mitten in ihrem Jagdrevier, siehe Bild 5.

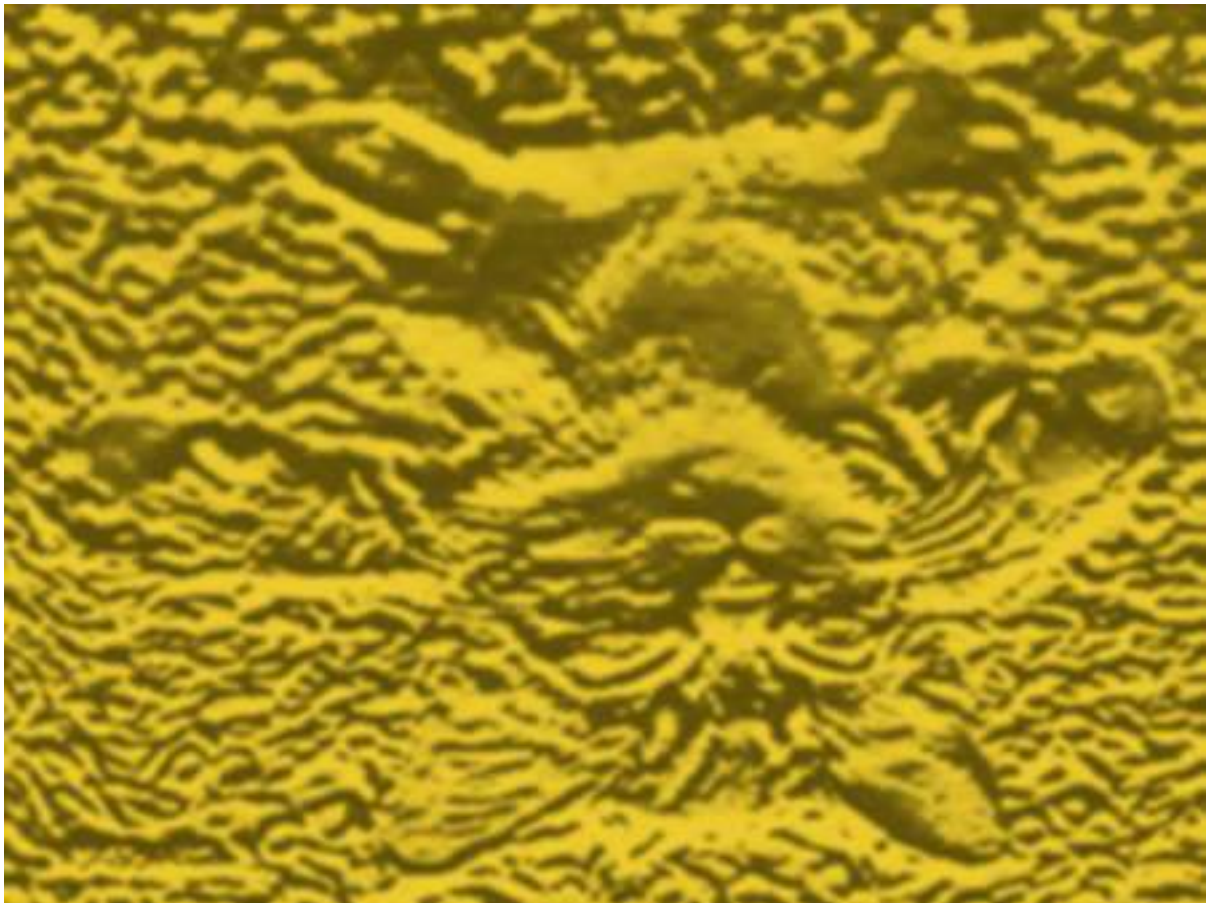


Bild 5: So ging auch Minka in die ewigen Jagdgründe ein. (Fotovorlage: www.freizeitfreunde.de)

Dies war jedoch nur die erste Tiertragödie, die mich zutiefst getroffen hat. Ich bin im Dorf aufgewachsen, also sollten sich noch viele hinzu gesellen, siehe Abschnitt „Hänschen und die kleinen Tiere“. Die junge Minka war somit schon

weit über unser Grundstück hinaus ausgeschwärmt. Hänschen ging dagegen zunächst etwas vorsichtiger ans Werk. Im nur teilweise mit Massivmauern und Zäunen eingegrenzten Gelände gab es schließlich im äußersten Südwesten die „Mauerecke“ mit dem ausgezeichneten Ausblick, den offenbar auch die Russen „genossen“ hatten. Leider durfte ich ihren romantischen Schützengraben aus dem Schlafzimmer nicht benutzen, um auf kürzestem Wege dorthin zu gelangen. Mama war nämlich ganz und gar nicht begeistert. Die gewohnten Gemüsebeete sind ausgefallen, was in diesen ersten Nachkriegsmonaten sofort eine überlebenstaktische Schlagseite bewirkte. (Man ist daher einstweilen noch mehr auf das „Stoppeln“ und ... das „Klauen“ angewiesen gewesen.) Irgendwie reizvoll erwies sich auch der Nordost-Winkel unseres Anwesens. Hier stand noch der alte Bienenschuppen, siehe Bild 6, dessen eigentliche Bestimmung mir selbstverständlich nicht bewusst war - Mama hat ihn erst später wieder belebt - doch versprach er für ausgedehntere Streifzüge die nötige Deckung vor den lästigen Argusaugen meines Bruders und meiner Mutter. Nach des Kleinkindes Meinung schauten die nämlich „*vieeel zu vieeele*“ zu. Und so war dies auch die Richtung, in der ich eines Tages das Weite suchte.



Bild 6: Dies war mein bevorzugtes Spielfeld im Nahbereich mit guter Deckung von zu Hause aus. Der Teich und unsere Bienenstöcke markieren zudem einen mittleren Abstand der Gefahrenquellen im Nachkriegshussnetz: Der Friedenspfad der theoretischen Sorglosigkeit war als oft kürzer als 100 m.

Im Minen-Krieg nach dem Krieg

Doch wir haben - gerade auch wegen Hänschens ausgeprägtem Fernweh - zunächst noch einmal auf das eigentliche Problem zurück zu kommen, nämlich die Minen und die anderen brisanten Rückstände der HKL. Bei einer Breite von etwa 50 bis 100 Meter erstreckte sich diese zum allgemeinen Unglück mitten durch das Dorf und erfasste vor allem Wiesen und Felder, die sich quer zur Bebauung zwischen den weit entfernten Strassen ausdehnten. Es war zudem längst die von den Bauern noch ordnungsgemäß eingebrachte Saat aufgegangen, und das Grün stand überall im Saft. An ein Erkennen der vergrabenen

Sprengkörper aus sicherer Entfernung war nicht zu denken, sie befanden sich aber - wie es sich im Laufe der Jahre verlustreich heraus stellte - als hölzerne Tretminen und ebenfalls hölzerne Panzerminen, häufig sogar aus sowjetischer Produktion, sowie als äußerst brisante eiserne Tellerminen deutscher Herkunft überaus zahlreich im Boden. (Hier ist bewusst die Hülle hervor gehoben, die eben entweder aus Holz oder Stahl bestand. Und es mag einstweilen teilweise die Herkunft verwundern.) Inwieweit der Satz „*Die Verminung betrug bis zu 2.000 Minen auf den Kilometer.*“ des berühmten sowjetischen Kriegshistorikers B. S. Telpuchowski im konkreten Fall zutrifft, kann ich nicht einschätzen. Er meinte allerdings nicht irgendein Minenfeld des 2. Weltkrieges, sondern ganz genau „unsere“ Hussinetzter HKL, die zudem vom Balkan bis zum Baltikum verlief. Und immerhin hatte diese Linie zumindest örtlich und bis Kriegsende sowohl den russischen, wie den deutschen Vormarsch (z.B. Versuche zum Entsatz der Festung Breslau) gestoppt. Die HKL trug also zu allem Überfluss sowohl deutsche wie russische Elemente (stellenweise eben auch russische Beuteminen, die von den Deutschen verlegt worden sind) in sich vereint. Die kriegstaktischen Hintergründe dieser rätselhaften zweisprachigen Unterwelt auf engstem Raum habe ich versucht, in den gesonderten Abschnitten über den Krieg in meiner Heimat zu erläutern. Wie dem auch sei, unser Dorf geriet jedenfalls dadurch in einen „Krieg nach dem Krieg“ in Form eines äußerst böartigen „Minenkrieges“, der bekanntlich mit zu den tückischsten überhaupt zählt.

Es gab ja keine Alternative, der Kampf musste ums Überleben sofort aufgenommen werden, denn der Todesstreifen vor unsrer Türschwelle ging ja direkt durch unseren Lebensraum! Die Reihenfolge der Kampfansage hieß zudem ganz klar wie folgt: Erst die Felder, dann die Wiesen. Man hatte drittens zu dieser Zeit keinen Bock für Fundmunition und Blindgänger. Die lagen denn auch noch nach Jahren herum ... und fanden erst dann ihre Opfer.

Tretminen waren, wenn überhaupt, an jenem recht unauffällig und bogenförmig aus dem Boden ragenden Kupferdrähtchen zu erkennen. Bestimmungsgemäß sorgte ein gewisser mechanischer Kontakt für die Explosion. Panzerminen hatten auf Druck zu reagieren. Schon das Verlegen besorgte somit ein Himmelfahrtskommando, denn der Zünder musste nach dem Eingraben (gegf. mit dem daran befestigten Drähtchen) eingeschraubt werden, worauf das Ganze noch mit Erde zu tarnen war. Somit war beim Beseitigen der Gefahr der umgekehrte Weg zu beschreiten: Finden, Entschärfen, Ausgraben, Zerlegen, Entsorgen. Bei vergleichbaren Grundgefahren kamen jetzt aber die Unkenntnis, die Unerfahrenheit und die Tatsache hinzu, dass man zum Beispiel diesen verfluchten Draht bei Strafe des Untergangs erst einmal finden musste. In dieser Notlage vereinigten sich unter anderem die „kompletten“ benachbarten (siehe Bild 7) Familien Langer, aus guten Gründen, und Wittwar, der der betroffene Feldstreifen gehörte, zum gemeinsamen, äußerst riskanten Handeln. Wäre eine

der Minen bei der „Arbeit“ hoch gegangen, hätte es ganze Sippen ausrotteten können. Doch, oh Wunder, es gab keine Verluste!! Man hatte schnell das richtige Vorgehen gelernt, obgleich keine Beschreibung, kein erfahrener Mann, keine Vorgaben zur Verfügung standen. (Im einschlägigen Abschnitt „Die Minen von Friedrichstein“ habe ich versucht, die in der Literatur nachträglich vorgefundene Minenkonstruktion und -funktion anschaulich zu beschreiben.)



Bild 7: In der Mitte von Hussinetz dominiert die Streubesiedlung. Von links nach rechts offenbart sich zudem die traditionelle soziale Struktur des Dorfes: Stellmacher (Tscherny), Bauer (Wittwar), Steinarbeiter/Weber (Fleger/Langer).

Und so sah es in unserer konkreten Entminungs-Praxis aus: Es formierte sich zunächst eine Querreihe von knienden Leibern mit enger seitlicher Körperberührung. Dann tasteten sich an zehn Augenpaare von den eigenen Knien beginnend langsam weniger als einen Meter nach vorn. War das Terrain visuell abgerastert, rutschte man synchron einen halben Meter vor. Fand sich zum Beispiel ein Kupferdrähtchen, so gingen bis auf einen alle rückwärtig in Deckung. Der Eine - hier stockt mir noch heute der Atem - schraubte erst vorsichtig den Zünder heraus, um dann die brisante Kiste aus dem Boden zu holen. Weg damit! Nun gingen alle wieder vorsichtig zur „Frontlinie“, die sich im niedergewalzten Getreidegrün viel besser als die vergrabenen Minen abzeichnete. Warum ich das so genau zu wissen glaube? Nun, ich Steppke habe zeitweise auch mit in vorderste Reihe das Kupfer bzw. die Minen gesucht!!!

Trotzdem hat mich dieses „Spiel um alles oder nichts“ offenbar nicht so recht begeistert, denn ich fand mich öfters weit hinter der Linie, wo auf dem vermeintlich entminnten Boden die Teile gesammelt bzw. in einem eigens gegrabenen Erdloch entsorgt wurden. (Das ist übrigens ein Hinweis für

schlesische Archäologen!) Mich interessierte vornehmlich der Zünder. Er war nämlich auf Kinderwünsche regelrecht zugeschnitten. Ein Stahlteil mit richtiger Pfeilspitze konnte manuell durch einen kleinen Trick durch die vorgespannte Spiralfeder in die Gegend verschossen werden. Das machte mächtig Spaß. Den Höhepunkt bildete freilich das an Ort und Stelle von uns Kleinkindern zu praktizierende Verbrennen - sprich Entsorgen - der sogenannten „Minenbutter“. Dieser eigentliche Sprengstoff in den Holzkästen sah doch wirklich (in meiner Erinnerung) knallgelb und von der Form her wie ein Stück Butter aus. In den Panzerminen fand sich gleich ein ganzer, gestapelter „Butterberg“. Wenn das Zeug jedoch einmal zündete, brannte es zischend und lichterloh mit einer pechschwarzen Rauchwolke. Vielleicht lösten wir damals den Klimawandel aus. Jedenfalls würde man uns damit nach heute herrschender Hysterie bezichtigen müssen, wenn wir es denn jetzt täten. Immerhin wusste damals auf Grund dieses eindeutigen Rauchzeichens jeder im Dorf, was Sache war, ... und zog den Kopf ein. Doch nicht zu fassen, die *Minenbutter* „bewährte“ sich sogar als eminent effektive Feuerung in unseren heimischen Kanonenöfen.



Bild 8: Schwarzer Qualm füllt auch Hänschens Erinnerung an die schönsten und zugleich dunkelsten Jahre seiner Zeit.

Zum Glück gab es in unserem unmittelbaren Einzugsgebiet keine Tellerminen. (Damen und Herren Archäologen: Oder wurden sie dort bisher nicht gefunden?) Die verrieten sich ja durch keinen Drahtbügel, sondern durch nichts. Planmäßig hatten sie auf die malmende Last eines Panzers zu reagieren. Somit kann es sein, dass wir darüber - nichts ahnend - hinweg gerutscht sind und die Bastarde noch heute stellenweise im Boden stecken, wenn nicht zwischenzeitlich tief umgepflügt worden ist. Irgendwie hatte sich jedoch dieser Einsatz des Lebens

für alle gelohnt, und der Bauer Wittwar blieb auch von nachträglichen bösen Überraschungen verschont. Anderen war dies nicht vergönnt, wie ich noch zu berichten habe. Schade auch, denn Hänchen hat leider nie erfahren, ob der alte Wittwar wegen dieser eigennützigen Hilfeleistung oder wegen der gestohlenen Wäsche jahrelang sein Gewissen durch Zuneigung zu ihm erleichterte. Wir aber - die wir mitten im historisch gewachsenen Bauerndorf ein paar Jahre lang am Hungertuch nagen mussten - hofften im absoluten Elendsjahr 1945 natürlich auf jeden Fall, künftig an seinen landwirtschaftlichen Überlebensmitteln beteiligt zu werden, was ja dann auch tatsächlich geschehen ist.

Oben auf dem Windmühlenberg, also in östlicher Richtung, vermisste ich nach dem Krieg die charakteristische Windmühle (Bild 9). Nach Alfred Kilian sei sie erst in den letzten Kriegstagen zerstört worden. Da kann man sich lebhaft vorstellen, dass nur noch ein großer Aschehaufen den totalen Untergang des stolzen hölzernen Wahrzeichens markierte, das es seit langem nicht nur für unsere Gemeinde, sondern auch für Strehlen darstellte. Für die Russen müsse es ein lohnendes Ziel gewesen sein (weil deutsche Soldaten vermutlich von dort aus nach ihnen Ausschau hielten), glaubte ich für lange Zeit. Doch sollen die Deutschen dieses Riesenfeuer gelegt haben, wurde ich später eines Besseren belehrt.



Bild 9: Die Hussinetzer Windmühle war ein seltenes Ereignis in Schlesien, doch auch sie wurde ein Kriegsopfer.

Nun die Wiesen. Sie spielten seit der Dorfgründung eine große Rolle im Gemeinwesen und bedecken heute noch immer westlich unseres Grundstückes das ganze ausgedehnte Tal inmitten unserer zentralen Dorflage. Sie sind auch bis heute nicht bebaut worden, weil vermutlich das hohe Grundwasser davon abhält. Früher füllten Fischteiche diesen Bereich, woran schließlich die

„Teichreihe“ erinnert. Die „*Concession*“ Friedrich II. aus dem Jahr 1755 stellte ja fest, dass damals die „*Ziegenteiche*“ eine Gesamtfläche von „*21 Morgen und 41 qm*“ umfassten. Bis zu meiner Zeit waren die Gewässer freilich arg geschrumpft. Für mich (und angesehene Biologen gemäß Abschnitt „*Erd- und Naturgeschichte der Strehlen/Hussinetzer Scholle*“) waren eigentlich nur zwei Bäche bedeutsam, die die Teiche be- bzw. entwässerten.

Vergissmeinnicht am Rande eines gluckernden Wiesenbächleins hatte es mir wohl besonders angetan, so dämmert es mir zumindest aus frühester Zeit. Die Mineralwasser-Quelle dieses Bächleins entspringt in der Nähe von der unseres damaligen Trinkwasser-Brunnens und ist manchmal sehr ergiebig, wie das Bild 10 zeigt. (Immerhin, ich wurde somit nach meiner Geburt in frischem, mineralisch angereichertem Quellwasser gereinigt, und Hänschen gedieh durch täglichen Genuss vermutlich nicht zuletzt deshalb in reichsdeutschen Zeiten einstweilen zum bemerkenswerten Dickerchen.) Der andere, wasserreichere Bach war sumpfig und etwas weiter entfernt, doch zumindest zeitweise aus meiner Sicht ein bemerkenswerter Tummelplatz für Fische: Wie ich an anderer Stelle - Abschnitt "Hänschen und die kleinen Tiere" - ehrlich gestehe, eben nur bis zu ihrer Ausrottung, an der ich schließlich beteiligt war.



Bild 10: Felder, Wiesen, Bäche und Teiche - eine Idylle im Zentrum von Hussinetz: Im 2. Weltkrieg und im „*Minenkrieg*“ danach wandelte sich der Charakter der geliebten Heimat Erde allerdings zeitweise dramatisch.

Wir folgen nun dem Verlauf der HKL in Richtung Westen. Von unserem Standort, der „*Höhe 198,7*“, geht es hinab in die dörflich-zentrale Talmulde, wo sich jetzt ein einzelner, ziemlich großer Teich befindet, den die Polen offenbar zur Fischzucht angelegt haben. Die Verminung ging damals - südlich am jetzigen Teich vorbei - quer durch den historischen Wiesengrund und drüben wieder hoch, wo sie zunächst den Weg der Teichreihe zwischen den

Stellen/Gütern 86 (Zucker) und 87 (Schmiade) und dann die dort häuserlose Fernstrasse nach Eichwald querte, um zuvor und dahinter in Feldern zu verlaufen und schließlich weit weg in Richtung Zobten-Berg zu verschwinden. Mitten in der HKL lag jener wichtige Wiesenpfad, der für uns Fußgänger ein Muss war, um auf die andere Dorfseite zu gelangen. Nun gehörte auch das erst einmal zur unpassierbaren Todeszone.

Die feindliche Übernahme

Inzwischen hatten sich allerdings erste polnische Neusiedler im Strehleiner Raum fest gesetzt. Auch in Hussinetz/Friedrichstein - das nun Gesinieć hieß - wurde es eng. Und es berührte das Problem nun urplötzlich auch uns. Ein im Dorf aufgetauchter Herr Rogalski mit Familie (Frau, Sohn ? und Tochter Wanda) teilte - sagen wir - auf „brüderliche“ Art das gegenüber liegende Haus von Jirman's (251/Kauba-Reihe). V. Jirman und seine vielköpfige Familie fanden das als unmittelbar Betroffene natürlich durchaus nicht so gut. Vilem war ja auch deutlich älter, während ich Kleiner bald zu den fast gleichaltrigen polnischen Nachbarskindern meine Zuneigung entdeckte. Deutsche Kinder fehlten schließlich in der Ruinenlandschaft südlich unseres Anwesens gänzlich, und auf der anderen Seite gab es in ziemlichem Abstand auch nur einen Spielgefährten: Helmut Tscherny (34/Kauba-Reihe, siehe Bild 11), mein bester Freund.



Bild 11: Die Höfe der Tscherny's und Matitschka's waren für mich und Helmut Tscherny in vielen Belangen geheimnisvolle Tummelplätze im Rang heutiger Freizeitparks.

Bei uns im Haus trat zwar bei einem Versuch der „feindlichen Übernahme“ zunächst ebenfalls ein überaus forscher Pole auf, doch den haben wir offenbar wieder in die Flucht geschlagen. Sein Name ist mir entfallen ist. Nennen wir ihn

Kowalski. Also, der Herr Kowalski ging gleich zu Beginn seines kurzen Auftrittes sichtlich fasziniert auf einen verchromten Wecker mit Glocke aus Großvaters Zeiten zu, der unschuldig, aber glitzernd - „*Uri, Uri!*“ - im Schrank hinter Glas auf Papa wartete. Den wollte Mama jedoch sichtlich nicht her geben. Ich sah entsetzt ihre abwehrende Gestik und griff deshalb sofort mit charakteristischem Geheul ins Geschehen ein, so dass unsere Seite offenbar spontan den Zuschlag erhielt. (Heute ziert dieses tickende Schmuck- und Erinnerungsstück ebenso wie der Regulator meiner Eltern das Wohnzimmer in unserem „Haus Ellen“ in Niederwiesa, das unsere neue Heimat geworden ist.) Vielleicht bekam Herr Kowalski Angst vor dem Hänschen oder - was wohl eher zutraf - es entsprach unser bescheidenes Anwesen nicht seinen Vorstellungen; er zog sich jedenfalls sofort wieder vollkommen zurück. Eine ältere, allein stehende Polin teilte schließlich auf Zuweisung durch die polnische Verwaltung unser historisches Steinarbeiter-Haus. Das war wohl ein ziemliches Glück für uns. Sie beanspruchte zwar unsere Schlafstube mit einigem Möbelinehalt für sich, doch wies sie uns immerhin das etwa gleich große andere Zimmer - hier gab es wenigstens einen dicken Kachelofen - und die leere Dachkammer zu. Küche, Keller, Flur und der ganze Rest wurden gemeinsam genutzt. Das beiderseits verfügbare Plumpsklo befand sich übrigens über den Hof in einem großen Kaninchenstall-Holzschuppen und war traditionell und zeitgemäß scheußlich luftig ausgeführt. Lange Sitzungen wären im Winter undenkbar gewesen, doch war es im Sommer 1945 jahreszeitlich ja auch noch lange nicht so weit. Unsere Aufregung hielt sich somit in Grenzen, allerdings verweise ich auf den Abschnitt „Vilem Jirman, unser Beschützer“, der unserem Schutzengel gewidmet ist, aber auch ein wenig unser deutsch-polnisches Verhältnis unter einem Dach beleuchtet, dem dieses beinahe zum Opfer gefallen wäre.

Auf Tuchfühlung mit Panzerminen

Bald tauchten in Gesinieć meiner damaligen Meinung nach lebensmüde Männer mit langen spitzen Stangen auf. Ich titulierte sie sofort als „Speer-Männer“. Man bezeichnete sich jedoch offiziell als Minenräumkommando. Das ist ja schon mal ein Hinweis auf deutsche Herkunft. Allerdings hat mich erst im Jahr 2007 der Jirman-Bericht aufgeklärt: Es waren deutsche Gefangene, die unter polnischer Aufsicht die eigenen und die russischen Panzerminen in den Wiesen zu bergen hatten. Die Männer gingen nämlich in fürchterlich leichtsinniger Manier, so schien es mir zumindest, zur Sache. Man stellte sich Schulter an Schulter quer - also so ähnlich wie wir im Feld - und ging dann bedenklich flott vorwärts, indem die „Speere“ wenige Meter voraus im Boden herum stocherten. Der einzige wirkliche Schutz, den sie demzufolge hatten, war wohl ihre Vermutung, dass sich die Minen-Berührung einer Speerspitze von der eines Panzers unterscheidet. Woher wussten sie eigentlich, dass es hier keine - bzw. genauer - nur wenige Tretminen gab? Waren sie womöglich die deutschen Minenleger von einst, was die Polen nutzten, indem sie sich diese Kriegsgefangenen gezielt von

den Russen „ausborgten“? Selbstverständlich wurden die Speer-Männer zahlreich fündig, und sie fanden tatsächlich lauter Panzerminen. Größtenteils handelte es sich in diesem HKL-Abschnitt um jene großen russische Holzkisten, die die Wehrmacht wohl als Beutegut eingesetzt hatte. Ob die deutschen Gefangenen außer ihrem Speerspitzengefühl im Gras den feinen Bewuchsunterschied erkannten, den mein Bruder übrigens als solchen auch von Tretminen im frischen Grün der Getreidefelder in Erinnerung behielt?

Die brisanten Fundstücke wurden jedenfalls vor Ort im Stapel gesammelt - wo sie von uns im Talgrund, seitlich vom wieder begehbaren Wiesenpfad, tagelang besichtigt werden konnten - um später am Stück gesprengt zu werden. Der Tag X sprach sich herum, und es ertönte an diesem kurz vor der Sprengung ein schauriges Hornsignal. Wir sehr verängstigten Dorfbewohner hatten lediglich etwas Zeit, die am meisten gefährdeten Fenster auszuhängen und auf den Betten abzulegen. Mama war da wegen der bedenklichen Nähe der Knallkörper (keine 200 m!) sehr konsequent, schnappte mich dann und drückte mich hinter dem Kachelofen unter sich zu Boden. Meine Augen musterten trotzdem noch ebenso neugierig wie militant erwartungsvoll die nächste Umgebung, bis es endlich fürchterlich rumste. Das war wie der erlebte Urknall!!! Er hinterließ gemäß anschließender Inspektion vor Ort einen riesigen Krater und war vor allem von so einem heftigen Druckwirbel begleitet, das ich einen bemerkenswerten Videoclip unauslöschlich in mein Gehirn schrieb. So kann ich noch immer im Detail die Drehung und den Abriss unserer Zimmerlampe sowie ihre Flugbahn genau in Richtung unserer Deckungsecke beobachten und dann auch noch ihre Zerlegung in tausend Glassplitter hören und spüren. In Haus und Hof kreisten bedrohlich scheppernde Echos. Danach gab es bei mir nur noch ein infernalisches Kriegsgeheul, so dass Mama erst einmal einen Treffer befürchtete: Mit Recht, kleine Glassplitter! Unser Haus blieb jedoch zum Beispiel bezüglich Dachschäden erstaunlicherweise verschont, während nebenan bei Jirman´s auf Antrieb das reinste Chaos herrschte. Mein Bruder hatte sich gerade bei diesen Nachbarn im Bereich des Nebengebäudes aufgehalten und berichtete anschließend, dass ihm Schaufel, Hacken und Mistgabeln um die Ohren geflogen seien. So habe ich diese geschilderte Szenerie jedenfalls abgespeichert. Das von V. Jirman beschriebene Problem der „*Flachwerken*“ und seinen Folgen im dortigen, sehr gestörten deutsch-polnischen Verhältnis ist dem Hänschen dagegen völlig entgangen. Doch hier spricht der erwachsene Physiker: Ein Dach, das zur Druckwelle quer steht, erlebt auf der abgewandten Seite einen Wirbel, der zum Unterdruck führt, so dass die Dachziegel hier abgehoben werden. Das war beim Nebengebäude der Fall, während unser und Jirman´s Wohnhaus - die im Dorf zum Sprengplatz nächst gelegenen Gebäude - zum Glück in Längsrichtung standen, siehe Bild 10.

Wir haben somit auch das überstanden, und die mutigen Speermänner kamen hoffentlich alle wieder gesund ins Internierungslager. Na, nun waren der

Wiesenweg und seine Umgebung vollständig (?) frei gekämpft. Schon im Frühjahr 1946 spielte ich dort zum Leidwesen meiner Mutter Osterhase und so. Aus Schneeresten waren nämlich schnell die „Eierchen“ geformt, und braunes Gras gab es genug zum Nesterbau. Man konnte freilich nur hoffen, dass die kindlichen Phantasie-Kreationen nicht in einem Fiasko enden. Denn, niemals wieder kam jemand, um vielleicht qualifizierter nachzusehen, ob nicht doch noch eine Rumskiste im Boden übersehen worden war. Überhaupt, es muss an dieser Stelle nochmals zusammenfassend und - wohlan, auch mit stinkendem Eigenlob durchsetzt - fest gehalten werden: Auf den von uns beräumten Wittwar´schen Feldern im einstigen HKL-Bereich gab es auch später keine Waffenunfälle!! Das traf zwar auf Weg und Wiesen der Speermänner im wesentlichen auch zu, doch gab es da - wie für andere Dorfbereiche - die charakteristischen tragischen Ausnahmen, wie die weitere Geschichte mit Hänschens Beteiligung bzw. Anwesenheit bewiesen hat.

Aus dem Hänschen wird zeitweise ein Hans

Kleine Jungen zündeln gern, schon weil Mama es verboten hat. So geschehen ist es im warmen Vorfrühling des Jahres 1946 auch in Gesinieć als die zweite Phase vom „Krieg nach dem Krieg“ in vollem Gange war. Die Schachtel mit den Streichhölzern steckte längst in den Hosentaschen. In einiger Entfernung vom Haus, genauer hinter dem Bienen-Schuppen, auf unseres Hügels nördlichem Wiesenabhang - also in vermeintlicher Sicherheit - zog die Zündelkraft schließlich Klein-Hänschen zu Boden. Schnell war ein Heuhäufchen aufgetürmt, und das „Feuerchen“ loderte. Da, plötzlich krachte es ganz fürchterlich! Der verkohlte Inhalt von flacher Brandgrube und erweitertem Explosionskrater hatte sich in der Gegend und auf mir verteilt. In der Mitte lag dafür die blanke Hülse eines Karabinergeschosses, wie es sich unter Kennern heraus stellte, zu denen ich übrigens auch schon gehörte. Nach archäologischen Bestimmungen war mir allerdings einstweilen nicht zumute. Ein Projektil klingt dem 70jährigen Opa noch heute deutlich im rechten Ohr, an dem es jaulend vorbei geschrammt ist. Man hatte auf mich aus nächster Nähe geschossen!!! Das war wohl einer der Augenblicke, da aus Hänschen wenigstens vorüber gehend ein Hans geworden ist. Und die zwei einschlägigen rechtsseitigen Hörstürze im höheren Alter mögen das verspätete Echo jenes Ereignisses sein.



Bild 12: Im Nachkriegs-Hussinetz war man nirgends mehr absolut sicher, denn überall lauerten Gefahren - vor allem für Kleinkinder - seien es scharfe Sprengladungen, auffällige Ruinen oder sogar vereinzelt Menschen, die einem nach Leib und Gut trachteten.

Ja, der Junge sah äußerlich völlig verändert aus und hatte radikal die Farben gewechselt. Die Blutleere im Gesicht wurde freilich überdeckt, denn reichlich Russ und Tränen sorgten für Strukturen, die bisher selten in Hussinetz gesehen worden sind. Sie erinnerten wohl eher an Indianer- oder Räuber-Animationen. Mama musste den kleinen Kerl voller Entsetzen ganz fest an sich drücken. Es kann sogar sein, dass ich dort für´s Leben den Umgang mit offenem Feuer und damit auch jegliche Raucherabsichten aufgegeben habe. Seither wurden weitere ähnliche Ereignisse im Umfeld des Kindes tief in das Gedächtnis eingegraben. Zum Glück kam keines mehr so brisant daher und in so große, persönliche Körpernähe. Oder doch?

Nun, es kam dann doch noch viel schlimmer, denn nun trat nicht nur für mich der Krieg der Fundmunition und der Blindgänger erst so richtig ins Bewusstsein, und es gab nun auch Menschenopfer. Selbstverständlich ist mir das Tellerminen-Unglück der drei Jungen, das V. Jirman beschrieben hat, schallmächtig nicht entgangen. Detonationen hat man überall im Dorf gehört. Mir blieb zudem im Gedächtnis, dass man von den Kindern nichts mehr gefunden haben will, was ja die abschreckende Wirkung für mich hätte unterstreichen sollen. Nicht minder hätte ein Vorfall wirken müssen, dessen einziger Augenzeuge ich selbst bin. Dort, neben dem Trümmerhaufen unseres einstigen Nebengebäudes, in der südwestlichen Mauerecke befand sich ja mein Spielplatz, wenn ich nicht gerade in die Ferne abzwitschern durfte. Er bot immerhin einen weiten Blick in die westliche Freiheit bis hinüber zur Teichreihe. Das massive Mauerwerk markierte ja auch eindeutig jene Grenze, hinter der sich einst das gefährlich verminte

Terrain der Hauptkampflinie erstreckte. Ich sah drüben dem Karl Zucker (86/Teichreihe) zum wiederholten Mal zu, wie er mit seinem Sohn Günther die dem Bauernhof vorgelagerte Wiese nach Minen absuchte. Die Körper, eng an eng, schoben sich nur langsam voran. Man konnte dabei so herrlich im Sonnenschein dösen. Da hob plötzlich - wie ein auf geschreckter Erdgeist - eine weißliche Wolke ab, in der etwas Schwarzes rotierte. Der anschließende Knall und seine Echos gingen sogleich unter in einem schrecklichen Jammern des betroffenen Kindes, das den ganzen Wiesengrund erfüllte. Und es ist schier unglaublich, dass man so etwas überlebte! Ich lief sofort los und rannte kopflos auf dem Wiesenweg innerhalb der einstigen HKL hinüber, so schnell ich konnte. Wahrscheinlich hätte ich das auch bei noch vermintem Pfad getan. Dann, atemlos angekommen, sehe ich noch in einem Vorraum von Zucker's Haus den immer noch schreienden Günther auf einer „Hitsche“ sitzend, in seinem Blut und Elend; und ich schaue noch immer mitten in diese schreckliche Wunde. Ich meinte in der Erinnerung bis zur Kenntnisnahme des Jirman-Berichts an, das ganze Bein sei abgerissen worden. Glücklicherweise war es also in Wirklichkeit „nur“ der Fuß. Trotzdem grenzt alles an ein Wunder, denn einige Zeit später genoss Günther die Bewunderung von uns etwa Gleichaltrigen, wie er geschickt mit Ski die Abfahrt meisterte.

Man war also eigentlich nun schon mehrfach gewarnt. So musste auch zu denken geben der nahe Tretminen-Unglücksfall eines Ackerpferdes. Er ereignete sich in einem Bereich jenseits des von uns entminten Wittwar'schen Schlages. Es war genauer das dritte oder vierte Feld, also gleich hinter Kauba's Feldstreifen, an dessen erfolgreicher Beräumung die Familie Jirman beteiligt war. Natürlich waren auch diese übernächsten Äcker durch andere Familien nach Entminung frei gegeben worden, doch die heftige Explosion und ihre Folgen führten alle in die brutale Realität zurück. Nun sehe ich mich noch, wie ich von außen neugierig über Wilhelm Tscherny's Hofeinfriedung (34/Kauba-Reihe) lugte, als man dort unter Jammern und Tränen das am Vorderbein unrettbar verletzte, wertvolle Tier schlachten musste. Doch was zügelt Neugierde und Abenteuerlust eines kleinen Hänschens?



Bild 13: Etwa an gleicher Stelle im Tscherny-Hof wurde seinerzeit das verunglückte Pferd notgeschlachtet.

Insofern kommen wir an dem Panzergranaten-Blindgänger nicht vorbei, den ich irgendwo im Gartengelände des Wittwar-Gutes fand. Er war dort nach Einschätzung des Knirpses fehl am Platze, also umklammerte er das schwere Gerät mit beiden Armen und schaffte es zu Nachbar's Teich, der sich neben dem damals gemeinsam genutzten Trinkwasser-Brunnen befindet. Auf diesem Teich wurde später öfters „*Schiffchen gespielt*“. Ja, diese prächtige Kogge, die mir mein Vater - er wollte ja einst Tischler werden - in besseren Zeiten gebaut hatte, zog hier bis zu unserer Vertreibung ihre Kreise. (Ich musste seinerzeit das geliebte Schiff zugunsten meiner Briefmarkensammlung schweren Herzens zurück lassen.) Die scharfe Granate wurde dann am westlichen Rand des Weihers ins Wasser gelassen. Dort rollte sie langsam fort, bis sie in den Tiefen des stillen Wassers den kindlichen Blicken entschwand. Der blanke Zünder zeigte eindeutig nach links! Und dies alles schreibe ich mahnend für die Nachwelt auf, denn ich habe das Areal im Jahr 2004 wieder aufgesucht. Der verwahrloste Brunnen funktionierte noch und weckte Erinnerungen, die ich zu Papier gebracht habe. Auch der verschlammte Teich, siehe Bild 6, zeichnete sich im Dickicht deutlich und fast kreisrund ab, kaum 60 cm tief ... allerdings jetzt trocken und begehbar. O weh, denn das Satansding liegt dort bestimmt noch mitten im Schlamm!!!

Am schwersten traf aber die benachbarten Familien Rogalski und Langer ein anderes furchtbares Ereignis, leider mit tödlichem Ausgang. Man hatte sich nach dem Auszug von Jirman's in Nachbarschaft recht gut aneinander gewöhnt, und die Kinder spielten - wie gesagt - bereits längst regelmäßig miteinander. Der kleine Rogalski, etwa zwei Jahre jünger als ich, und seine Schwester Wanda, mit

zwei Jahren voraus die Älteste in unserem Dreierteam, waren Freunde geworden. Gemeinsam oder in kleinerer Gruppe durchstöberten wir unter anderem die Häuserruinen in nächster Umgebung, und das mehr oder weniger oft. Die „finsteren“ Bereiche hinter düsteren Fenster- und Kellerlöchern stellten natürlich ein überaus romantisches Ambiente dar. Die Kleinen trauten sich allerdings selbst in vollzähliger Formation nicht, in die zwar überaus einladenden, aber auch abschreckend stockdunklen Kellergewölbe vorzudringen. Das war vorerst die Domäne der älteren Jungen, zu denen zum Beispiel mein Bruder zählte. Im Vertrauen, dass die Deutschen keine Minen in Häusern verlegten, ließ man seitens der Erwachsenen Kinder wie Jugendliche gewähren, und zwar dies, obgleich die Fundmunition - wie zum Beispiel in meinem oben geschilderten Fall - längst drohend auf sich aufmerksam gemacht hatte.

Hierzu zwei Zwischenberichte: Ich bekam ja mit meinem Bruder noch viel deutlichere Abschreckungs-Signale, weil mehrere Splitter-Geschosse nach uns zielten. So wurden wir schon in der Zeit der Minensprengungen bei einem gemeinsamen Gang nach Strehlen auf's Korn genommen, Bild 14. Soeben öffnete sich die Weite der Stadt vor uns im Tal, als die Luft von einer gigantischen Explosion erschüttert wurde. Die Zündung fand wohl - für uns ohne Vorwarnung - im alten Steinbruch (1861 angelegt) in gut 300 m Entfernung statt. Trotzdem fauchte jaulend ein ziemlich großer Stahlsplitter knapp über unsere Köpfe hinweg, um sich gleich nebenan ins Feld zu bohren. Wir haben dann sofort nach ihm gesucht und wurden auch fündig. Schönen Gruß von den Tellerminen! Man war zwar furchtbar erschrocken, doch es herrschte schnell verständnisvolle Klarheit. Es musste halt sein, dass dieses Teufelszeug vernichtet wird!



Bild 14: Etwa an dieser Stelle auf dem Weg nach Strehlen überraschte uns die Tellerminen-Sprengung.

Nicht ganz so selbstverständlich war ein Vorkommnis vielleicht zwei Monate später. Das Dorf galt schließlich als entwaffnet. Mein Bruder und ich waren diesmal in Richtung Ziegenberg unterwegs als uns ein Pole an der Wegekreuzung vor dem Smolla-Gut (117/Ziegenberg-Reihe) aufhielt und mit

einer deutschen Eierhandgranate vor den Nasen herum fuchtelte. Er werde gleich in die Ruine nebenan gehen, um sie zu zünden und damit die Gefahr aus der Welt zu schaffen, und wir sollten uns schnellstens in Sicherheit bringen. Die Aufforderung des Polen nahmen wir beide natürlich sehr ernst und rannten sofort los, nicht aber, ohne dabei noch zu beobachten, wie eine in gleicher Art schon vor uns gewarnte Frau ihren Handwagen stehen ließ und sich in einem Gebüsch vor Smolla's verkrümelte. Nun ging alles ziemlich schnell. Mein Bruder, im Lauf wie immer vor mir - er spurtete später die 100 m im 11s-Bereich herunter - sprang nach etwa 80 Metern in den Graben vor Friesel's Tischlerei-Ruine (7/Ziegenbergreihe). Ich stürzte hinterher, und da war es auch schon geschehen. Zu sehen war zwar nichts, denn wir hatten die Köpfe tunlichst eingezogen. Umso aufschlussreicher waren nach der Explosion die weiteren Schall-Richtungs-Beziehungen mit folgender Reihenfolge: „Ssssst“ keuchte in hochfrequentem Fortissimo ein kleiner Splitter genau auf uns zu und bohrte sich, „wumm“, keinen Meter von mir weg in den straßenseitigen, sandigen Wall unseres Deckungsgrabens. (Es handelte sich übrigens um einen deutschen Schützengraben der einstigen HKL.) Den Splitter haben wir erst später als Trophäe ausgebuddelt, denn nun heulte die Frau im Gebüsch gar fürchterlich auf. Ein anderer Splitter war ihr nämlich ins Schienbein kurz unterhalb der Kniescheibe eingedrungen. Ich sehe (schon wieder) die kleine, aber stark blutende Wunde, während sie, auf ihrem eigenen Handwagen sitzend, eilig nach Strehlen transportiert wurde. Es ist zudem kaum zu fassen, trotz eigener begründeter Schrecksekunde und des anhaltenden weiblich-markerschütternden Schreiens ist im über 60jährigen Nachgang der Nachhall der mehrfachen Echos auszumachen, die wohl irgendwie die deformierte Nachkriegsstruktur unseres geschundenen Dorfes wiedergeben.

Nicht nur die Schalleffekte, sondern auch die damals unendliche Trauer blieben haften, als das Schicksal den kleinen Rogalski forderte. Seine Schwester Wanda war ängstlich davon gelaufen, weil sich ihr kleiner Bruder während des Spiels zu zweit an einer gefundenen Granate in einer Ruine der Kauba-Reihe zu schaffen machte und sich einfach nicht davon abhalten ließ. Da geschah das Unglück (das mir zufällig am Teich erspart blieb). Er war nicht sofort tot. Vielmehr trage ich immer noch eine Szene in mir: Sein Herz schlug noch in dieser so schrecklich weit aufgerissenen und zerfetzten Brust! Das beobachtete ich von oben, in meiner erhöhten Mauerecke stehend, während er in seiner Blutlache im Pferdewagen an unserem Haus vorbei nach Strehlen ins Krankenhaus gefahren worden ist. Unterwegs ist mein einziger polnischer Freund dann doch gestorben. So verwandelten sich benachbarte vier Wände in internationale Trauerhäuser, und die zweite Phase des „Krieges nach dem Krieg“ durfte ... und sollte keine Steigerung mehr erfahren!

Dieses tragische Ereignis bedarf eigentlich einer Zeitbestimmung. Darüber dachte ich zum Beispiel an meinem 66. Geburtstag nach, während ich diese

Zeilen schrieb. Der 13. März versprach laut Wetterbericht, der einstweilen schönste Tag des Jahres 2007 zu werden, und die Sonne ging tatsächlich soeben auf. Auch damals im Frühling des Jahres 1947 sonnten wir uns in einer warmen Schönwetterperiode. Nur, da hatte ich einen Schutzengel, der mich im Alleingang spielen ließ. Wären wir - wie so oft - zu dritt zum Spiel in die Ruine gegangen, das steht fest, ich wäre bestimmt nicht mit Wanda davon gelaufen!

Wir sollten somit für die Berichterstattung des „Minenkrieges nach dem Krieg“ in Hussinetz-Friedrichstein-Gesiniec bei einer Schreckensbilanz von 4 Toten Kindern folgendes festhalten:

1. Phase (Minenräumen): Ende Mai bis etwa Juli 1945,
2. Phase (Fundmunition): Juli 1945 bis vielleicht April 1947.

Dass nicht schon damals ein schonungsloser und endgültiger Übergang vom Hänschen zum Hans stattfand, hatte allerdings noch weitere Gründe, auf die gesondert einzugehen ist.

Mehr über Hussinetz und Strehlen sowie die anderen böhmischen Dörfer ist zu erfahren in www.drhdl.de.